

Brandenburgische Gespräche: Spezial zur Deutschen Einheit

Natascha Freundel im Gespräch mit Ilko-Sascha Kowalczuk

O-Ton Christa Wolf

„Demokratie jetzt oder nie. Mit dem Wort Wende habe ich meine Schwierigkeiten. Ich würde von revolutionärer Erneuerung sprechen. Revolutionen gehen von unten aus. Unten und oben wechseln ihre Plätze in den Wertesystem.“

O-Ton Stefan Heym

„Toleranz und Achtung gegenüber jedem Einzelnen und Widerspruch und Vielfalt von Meinungen sind vonnöten. Eine politische Kultur, mit der unser Land das geeinte, seine besten Traditionen einbringen kann in ein geeintes, freies, friedliches Europa. Von einem werden wir hoffentlich übereinstimmen. Chauvinismus, Rassismus, Antisemitismus und Stalinsche Verfahrensweisen sollten für immer aus unserem Lande gebannt sein.“

Christa Wolf am 4. November 1989 auf der kleinen Tribüne auf dem gefüllten großen Berliner Alexanderplatz und Stefan Heym am 10. November 1994 im Deutschen Bundestag. Zwei Stimmen zu dem Thema, über das wir heute Abend sprechen wollen - die Freiheit, die vor 30 Jahren im Osten Deutschlands errungen wurde und wo wir heute in Deutschland stehen, was sich seitdem mit dieser Freiheit entwickelt hat.

Ich bin Natascha Freundel, Redakteurin bei rbbKultur und begrüße Sie ganz herzlich zu dieser ersten Ausgabe der Brandenburgischen Gespräche, die wir heute live bis 20 Uhr hier aus dem schönen Staatstheater Cottbus übertragen. Und ich freue mich sehr, dass wir den Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk bei uns haben. Schönen guten Abend, Herr Kowalczuk!

Schönen guten Abend!

„Für mich zählte nur Freiheit, Freiheit, Freiheit.“ Ein Satz aus ihrem Buch „Die Übernahme“. „Es war das tiefste Glücksgefühl, das ich je hatte - die errungene Freiheit 89/90.“ Was beinhaltete diese Freiheit für Sie damals persönlich?

Freiheit ist ja immer etwas sehr Konkretes und bezieht sich in diesem Kontext natürlich darauf, was ich vorher wie erlebt habe. Und ich habe das System, in dem

ich vorher gelebt habe, als ein extrem unfreies System erlebt, dass mir das nehmen wollte und mich darin behinderte, was ich gerne tun wollte, was ich gerne lesen wollte, wie ich gerne aussehen wollte, wohin ich gerne fahren wollte, was ich gerne machen wollte. Daran sieht man auch schon, viele Menschen haben das so gar nicht empfunden. Freiheit ist also immer etwas sehr Konkretes und auch Unfreiheit ist etwas, was man erst mal selbst gewissermaßen spüren muss. Für viele Menschen hinter der Mauer war das Leben trotz der Einschränkungen durch die Mauer lange nicht so dramatisch wie für andere. Und das bringe ich eben in diesem Satz da auch zum Ausdruck. Ich kontrastiere das ja mit den Erfahrungen meiner Eltern, die das ganz anders erlebt und erfahren haben, die mich auch ganz anders erzogen haben und dieses Gefühl, die Freiheit selbst mit errungen zu haben, also ich begreife mich als Teil dieser Freiheitsbewegung im Herbst 1989. Das war - das schreibe ich da etwas euphorisch - das tiefste Glücksgefühl, das ich je hatte; das ist allerdings, ich sage das ganz ehrlich, ein bisschen euphorisch, und ich habe vier Kinder. Also ich habe mindestens viermal bei der Geburt meiner Kinder so ein tiefes Glücksgefühl empfunden.

Sie sind Jahrgang 1967, in Ost Berlin geboren und aufgewachsen. Sie haben an der Humboldt-Uni Geschichte studiert, promoviert in Potsdam und DDR-Geschichte wurde schnell ihr Thema, unter anderem in der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages, Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur und seit 2001 als Mitarbeiter der Stasi-Unterlagenbehörde weit über die Forschung hinaus bekannt gemacht haben Sie dann Ihre Bücher, das schon eben genannte Buch vom vergangenen Jahr „Die Übernahme“ - wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde, aber auch Bücher über den Aufstand am 17. Juni 1953 über die Stasi und das Überwachungssystem in der DDR oder über die Revolution von 1989 unter dem Beckettischen Titel „Endspiel“. Ist denn das Wort Übernahme für Sie passende, wahrer als andere Begriffe, die oft mit der Wende verbunden werden, also Aufschwung Ost oder Wiedervereinigungsprozess oder Transformation?

Nein. Es gibt keinen Begriff, meines Erachtens, der das, was sich ab 1990 in Ostdeutschland abspielte, adäquat wiedergibt. Jeder Begriff verkürzt auf einen bestimmten Aspekt, und deswegen sollte man Buchtitel auch nicht so fürchterlich ernst nehmen. Allerdings jetzt, das Buch ist vor einem Jahr erschienen - ich habe viele Diskussionen gehabt -, ich würde dieses Buch mittlerweile anders nennen, nicht weniger provokativ, aber ich würde es eher „Die Übergabe“ nennen als „Die Übernahme“, um noch stärker diesen aktiven Part zu betonen, den die Ostdeutschen, Bürger und Bürgerinnen dabei gespielt haben. Aber der Begriff, auch Transformation und viele andere, setzt sich allerdings noch mal von den Begriffen ab, die die revolutionären Umbrüche 1989 bezeichnen. Weil, wie das bezeichnet wird, das gibt es ja sozusagen einen großen Streit und der Öffentlichkeit, in der Wissenschaft. Und da vertrete ich sehr vehement die Meinung: das war eine Revolution. Da blieb gewissermaßen von dem alten System kein Stein auf dem anderen. Revolutionen müssen nicht blutig sein. Und Revolution müssen auch nicht

immer was Neues erfinden. Das hat man früher in so einer Art Revolutionsromantik damit verbunden, dass man dachte, nach einer Revolution kommt was ganz Neues, was die Weltgeschichte bisher nicht gesehen hat. Aber dem ist nicht so. Insofern muss man die beiden Prozesse auch voneinander unterscheiden. Die Revolution war das eine, die hat die Einheit möglich gemacht. Erst war die Freiheit da, dann die Einheit, ein Begriffspaar, was in der deutschen Geschichte eine große Rolle spielte, was auch immer miteinander in einem interessanten Kampf gewissermaßen miteinander war und 1989/90 haben wir dann - fast, will ich sagen, - das Paradoxon erlebt, dass es eigentlich nur um Freiheit ging. Und auf einmal stand die Einheit auf der Tagesordnung.

Ich möchte gerne noch mal zurückkommen auf den Begriff der Freiheit und wie unterschiedlich der vielleicht in unterschiedlichen Teilen der Bevölkerung im Osten wahrgenommen wurde. Wir haben gerade Christa Wolf gehört, auf der großen Demo 4. November, wo der Mauerfall noch gar nicht möglich schien. Und wir haben auch Stefan Heym gehört, Jude, Widerstandskämpfer, Überlebender, der als Alterspräsident 1994 diese wirklich beeindruckende, weitreichende Rede, weitsichtige Rede im Bundestag gehalten hat. Beide haben damals, dass er 89/90 noch an den Sozialismus mit menschlichem Antlitz geglaubt - wie auch viele andere Dichterinnen und Denker. Im Osten hatte diese Gruppe der Intellektuellen ein anderes Freiheitsverständnis, eine andere Freiheitshoffnung vielleicht als dann doch die Breite der Bevölkerung im Osten?

Also es ist schwer zu sagen, was die Mehrheit in einer Gesellschaft für eine konkrete Freiheitsauffassung eigentlich hat. Das lässt sich relativ schwer bestimmen. Da müssen wir uns dann immer so ein bisschen an Diskussionen halten an das, was Dichter, Denker, Intellektuelle so von sich geben, Politiker von sich geben. Und dann muss man, glaube ich, noch mal so ein bisschen historisch ausholen: Sozialismus, das fiel vielen Menschen im Osten dann natürlich zunehmend schwer daran zu glauben - Sozialismus ist zunächst erst einmal eine unglaubliche emanzipative Idee und ein unglaubliches Freiheitsversprechen. Die Idee, die aus dem 19. Jahrhundert, die aus dem frühen 20. Jahrhundert kommt, da geht es um die Emanzipation einer großen Gruppe der Gesellschaft, die gewissermaßen an den Rand der Gesellschaft gedrängt wurde, nämlich die Arbeiter, und daraus entstand die Arbeiterbewegung, und der demokratische Sozialismus war immer ein Freiheitsversprechen. Und dieses Freiheitsversprechen ist vor allen Dingen dann nach 1945, aber wenn man so will, auch wenn das ganz andere historische Wurzeln hat und da ein demokratischer, ein freiheitlicher Sozialismus, in der nicht so eine große Rolle spielte - aber wenn man so will, bereits seit 1917 verraten worden, das hat sich dann nach 1945 fortgesetzt. Aber es gab immer diese große Hoffnung, die damit verbunden ist. Der große Aufbruch, die ungarische Revolution von 1956 war auch zunächst ein Aufbruch von oben und von unten für einen demokratischen Sozialismus. Das hat sich dann besonders manifestiert im Prager Frühling und selbst die unabhängige Gewerkschaftsbewegung Solidarnosc

1980, als die mit ihrem 25-Punkte-Katalog angetreten sind, sind die nicht angetreten, um den Kommunismus erst einmal per se zu überwinden, sondern um das System zu demokratisieren, um mehr Freiheit in die Gesellschaft zu holen. Stefan Heym hat am 4. November 1989, also bei einer anderen Rede, damals davon gesprochen, es ist so, als wenn jemand das Fenster aufgestoßen hätte. Die andere Geschichte, die aber dazu gehört, ist, dass die Panzer der Kommunisten 56, auch 53, letztendlich 61 beim Mauerbau und dann 68 und 80, 81 in Polen - diese Ideen der Freiheit auch eines demokratischen und freiheitlichen Sozialismus zermalmt haben, kaputt gemacht haben. Und deswegen haben immer weniger Menschen an dieser Idee glauben wollen, insbesondere in der osteuropäischen Dissidenz, in der osteuropäischen Opposition sind solche linken Ideen immer stärker zurückgedrängt worden. Der Ausnahmefall war die DDR. Da war die Idee eines demokratischen Sozialismus weit verbreitet. Die SED hat die entschiedensten Anhänger eines demokratischen Sozialismus in ihre Gefängnisse gesteckt, weil sie wussten davon geht eine große Gefahr aus. Das hing natürlich auch mit der besonderen Situation Deutschlands, der DDR und der Bundesrepublik zusammen. Diese Teilungsgeschichte war 89 kaum vorstellbar, dass sie in absehbarer Zeit überwunden werden könnte. Man kann das in das Bild bringen: auch am frühen Nachmittag des 9. November 1989 konnte sich niemand vorstellen, dass die wirklich so schnell die Mauer fällt und vor allen Dingen, dass dann auch die alte Nachkriegsordnung, die gesamte europäische Nachkriegsordnung mehr oder weniger wie über Nacht wie so ein Kartenhaus zusammenfallen würde. Und vor diesem Hintergrund sozusagen haben viele Menschen darüber nachgedacht, was ist denn realistisch? Was kann ich denn in diesem System, in dem das mich so bedrängt, dass mir meine Freiheit nimmt, das mich an vielen Punkten einschränkt, was kann ich da verändern? Und deswegen war die Idee eines demokratischen Sozialismus die Idee einer selbstverwalteten Freiheit in dem System, in den herrschenden Grenzen auch 1989 noch so vital.

Auf den Plakaten auf dem Alex war ja noch gar keine Forderung nach Wiedervereinigung zum Beispiel zu sehen. Und Christa Wolf hat ja in ihrer Rede das, was wir gehört haben, das waren ja Zitate des literarischen Volksverständnisses, wie sie das genannt hatte, in ihrer Rede. Und sie hat ja auch gesagt - da weiß ich allerdings nicht, ist das jetzt Christa Wolf oder was stammt das auch aus einem Zitat - „stell dir vor“ oder „stellt euch vor, es ist Sozialismus, und keiner geht weg.“ Trotzdem gibt es ja heute die Diskussion darüber, wie stark oder wie getrennt die Visionen der Opposition in der DDR waren von den Wünschen der Bevölkerung, die ja doch dann sehr schnell Wiedervereinigung wollten, die D-Mark wollten, Anteil an am Konsumkapitalismus dieser Gesellschaft, die sie ja, wie sie das auch in Ihrem Buch beschreiben, in diesem Schaufenster des Westfernsehens immer präsentiert bekommen haben.

Na ja, wissen Sie, das ist gewissermaßen, die Last derjenigen, die sich in unfreien Zeiten realistisch äußern, die werden sich nicht hinstellen - weil nämlich die Gefahr

sehr groß ist, dass man entweder außer Landes fliegt oder in den Knast gehen muss - werden Maximalforderungen aufstellen. Das trifft jetzt nicht auf Christa Wolf zu. Christa Wolf blieb bis zu ihrem Tode eine Anhängerin der Ideen vom demokratischen Sozialismus. Aber wenn wir jetzt mal an die Opposition gehen, dann muss man da sehr stark differenzieren, da fanden unterschiedliche Diskussionen statt. Aber der interessanteste Teil der Opposition in der DDR hat natürlich nicht darüber nachgedacht, wie man das kommunistische Regime von heute auf morgen stürzt. Warum haben die nicht darüber nachgedacht? Weil das völlig illusionär gewesen wäre, weil das wurde nicht in Ost-Berlin, in Prag oder in Warschau entschieden, sondern das wurde letztendlich in Moskau entschieden. Also hat man sich darauf verlegt, wie kann man das Leben in diesem Rahmen verändern, wie kann ich gewissermaßen die Herrschenden herausfordern, wie kann ich Zugeständnisse abtrotzen? Darum ging es immer, und das hat dann natürlich in Zeiten von Gorbatschow auch alles Aufwind bekommen. Aber dass man jetzt davon ausgehen konnte, dass das alles mehr oder weniger sehr schnell verschwinden würde, das schien nicht realistisch. Das schien aber auch nicht in Washington, London, Paris oder Bonn realistisch. Auch da hat keiner gewissermaßen daran geglaubt, dass Gorbatschow seinen geopolitischen Faustpfand DDR, denn das war seine, wenn man so will, seinen vorgeschobenen Westposten, dass er den so einfach aus der Hand geben würde. Und das macht es so schwer, darüber zu befinden, was wollte denn nun eigentlich die schweigende Mehrheit? Und das ist für alle Gesellschaften völlig typisch, dass die große Gruppe einer jeden Gesellschaft mehr oder weniger schweigt. Sie ist angepasst, mürrisch, unterstützt das System. Es gibt auch ganz unterschiedliche Motivationen, warum man das System unterstützt - die einen aus tiefer innerer Überzeugung, die anderen aus anderen ganz menschlichen Beweggründen - und Diktaturen werden immer nur von einer kleinen Minderheit bekämpft. Das können Sie sozusagen in der Weltgeschichte sich überall anschauen. Und genauso werden Diktaturen auch immer nur von einer relativ kleinen, überschaubaren Gruppe geleitet, wenn man sich die DDR anschaut: Es gab zuletzt 2,3 Millionen SED-Mitglieder bei 12 Millionen Menschen, die hätten theoretisch in der SED sein können, sprich die 18 waren - dann ist das ein gewaltiger Anteil. Und jetzt könnte man den Schluss ziehen, das waren alles die Systemträger - 2,3 Millionen Leute und dann könnte man noch die halbe Million Menschen dazu zählen, die in den Blockparteien waren, und dann ist man bei fast 3 Millionen. Das ist natürlich ein totaler Irrglaube. Die SED selber ist seit dem 17. Juni 1953 davon ausgegangen, dass sie sich maximal auf 10 % ihrer eigenen Genossen verlassen können. Das ist insofern eine interessante Zahl, weil sie diese 10 % auch nochmal innerhalb der Partei in besonderen Struktureinheiten an den sogenannten Parteiaktiven zusammengefasst hat. Und da sieht man schon, es war nicht nur eine kleine Minderheit von Menschen, die sich aktiv gegen das Regime stellten und für Freiheit eintraten. Auch auf der anderen Seite standen gewissermaßen eine Minderheit - wenn auch eine starke, vor allen Dingen auch auf eine starke Weise -, die das staatliche Gewaltmonopol hatte. Und wie nun tatsächlich, das die Gesellschaft dazwischen dachte, das ließ sich schwer errahnen. Man konnte natürlich an vielen Alltagsverhalten, so sich das eine oder andere denken. Und das ist im Prinzip heute Aufgabe, auch von historischer Forschung, das so ein bisschen zu rekonstruieren,

was außerordentlich schwierig ist. Und wenn wir jetzt uns nochmal zurückerinnern an dieses Jahr 1989/90: in das Jahr 1989 ging der überwiegende Teil der DDR Menschen völlig illusionslos, ohne Hoffnung. Man glaubte nicht, dass sich irgendetwas ändern würde. Diejenigen, die am hoffnungslosesten waren, kehrten dem Land den Rücken, flüchteten unter großen Gefahren, was man immer noch betonen muss, stellten einen Ausreiseantrag. Andere sagten nein, wir gehen nicht wie überlassen nicht das Land den alten Säcken da oben. Wir wollen hier selber was verändern, engagierten sich in Bürgerbewegungen in der Opposition. Aber die große Masse dazwischen wartete ab. Und auch das ist für revolutionäre Situationen ganz normal, dass es nichts Ungewöhnliches, das ist auch nichts Denunziatorisches, wenn man das sagt, so verhalten sich menschliche Gesellschaften. Und dann fiel die Mauer. Die Mauer ist durchbrochen worden und nicht nur von den Ostdeutschen, sondern praktisch von den ostmitteleuropäischen revolutionären Bewegungen gemeinsam. Das gehört alles zusammen - die Revolution in der DDR oder die internationalen Rahmenbedingungen zu berücksichtigen, ist überhaupt nicht zu erklären ohne das, was sich in Ungarn, in Moskau oder in Polen abspielte - und dann kriegt auf einmal diese Gesellschaft eine Kontur, aber sie verändert sich unentwegt. Und das Überraschendste, glaube ich, für alle, die das damals erlebt haben und die, das beobachtet haben, war, wie vital auf einmal die nationale Idee war. Jeder wusste zwar, dass die Mehrheit der DDR-Menschen nach dem Westen orientiert waren und unentwegt sich sozusagen daran maßen und sich daran orientierten. Aber wie stark dieser Wille war, sofort zur Wiedervereinigung zu kommen, sofort zur D-Mark zu kommen, das hat damals doch sehr viele überrascht und insbesondere auch vor dem Hintergrund der eingangs gehörten Sequenzen von dieser Massendemonstration am 4. November 1989, die ich selber in meinen Forschungen jetzt nicht ganz so groß hänge - da haben auch nicht 500.000 Leute auf dem Alexanderplatz sich gestanden, da waren vielleicht 200.000. Solche Übertreibungen gehören zu allen Revolutionen, weil man mit Übertreibungen andere Menschen mobilisiert, wenn man andere Menschen sozusagen anstachelt, „nun macht auch mit“, weil sich das dann auch jeder fragen muss. Und das war eine genehmigte Demonstration. Und es war, wenn man so will, die größte sozialistische Massendemonstration für Freiheit, die es sozusagen auf deutschem Boden je gab. Aber es war auch die letzte. Und dieser 4. November hat dann natürlich auch so unsere Wahrnehmung so ein bisschen verklärt. Das bringen wir dann eigentlich gar nicht mehr sozusagen zusammen mit dem, was dann anschließend passiert. Letzter Satz: Aber auch das stimmt nicht so. Wir glauben ja immer, dass der größte bedeutendste Aufruf der Aufruf zum Neuen Forum war. Vom 10. September 1989 - das stimmt insofern, als dass dieser Aufruf die entscheidende Mobilisierungskraft hatte für die sozusagen revolutionäre Bewegung - ich will das mal so pathetisch sagen - in der DDR, aber er hatte maximal nach einigen Wochen - gut geschätzt, Hochrechnungen sind das, das hat nie jemand richtig nachgezählt, 200.000 Unterstützer und Unterstützerinnen, als am 28. November 1989 Christa Wolf und andere den Aufruf für unser Land vorstellten. Es ist nämlich schon um die nationale Frage, da hat man Stefan Heym und viele andere: da haben diesen Aufruf innerhalb weniger Tage eine Million Menschen unterzeichnet - von 17 Millionen. Und das wird sozusagen in der Regel nicht so richtig diskutiert und beachtet. Und warum? Weil

diesen Aufruf stante pede Egon Krenz, Hans Modrow und die anderen Politbüro-Leute und SED-Funktionäre unterschrieben haben. Und damit war das Ding tot. Damit war das Ding gestorben. Aber trotzdem, wenn man das jetzt so aus einer nüchternen Perspektive betrachtet, dann ist das natürlich schon interessant, dass es da also auch eine große Gegenwucht gab von einer Million Leuten, die sagten nein, wir wollen nicht, was da so drinstand: den Ausverkauf und die schnelle Wiedervereinigung und so weiter und so fort, und das ist mehr als meines Erachtens als ein historisches Momentum, weil wir uns natürlich auch heute fragen müssen wo sind eigentlich diese eine Million Menschen geblieben.

Freiheitsbewegungen haben ja immer was Beeindruckendes, wenn man sieht, was Menschen sich trauen können. Und unsere Radiozuhörerinnen und -zuhörer können nicht sehen, was sie hier im Publikum des Staatstheaters Cottbus sehen können, nämlich das beeindruckende T-Shirt unseres heutigen Gastes Ilko-Sascha Kowalczuk. Ich musste auch erst eine Weile gucken. Jetzt ist er aufgestanden und man sieht ein Mädchen, das gießt ein Töpfchen mit einer kleinen Gießkanne, und aus dieser Gießkanne erwächst so nach und nach ein kleines Fähnchen. Und dann in der Reihe dieser Figuren - es ist viermal dasselbe Mädchen - und ganz vorne ist die Fahne groß geworden. Und es ist nämlich die Fahne von Belarus, die da gegossen wurde und plötzlich freiheitlich über die Schulter und über die wehenden roten Haare dieses Mädchens getragen werden. Sie haben ja dieses T-Shirt nicht zufällig angezogen. Belarus ist natürlich beeindruckend. Was da gerade vor sich geht, haben Sie auch nicht erwartet, oder?

Also ich habe es nicht jetzt erwartet. Aber ich glaube, wenn man so ein bisschen Interesse für Geschichte hat - und ein Historiker sollte das haben - dann kann man schon so prognostizieren, dass Diktaturen autoritäre Regime nicht für die Ewigkeit gemacht sind. Alle Gesellschaften, auch unsere westliche Gesellschaft, wandeln sich, verändern sich, sollen sich auch verändert. Autoritäre Systeme, diktatorische Regime haben davor er einen natürlichen Abwehrreflex, sie haben Angst vor Veränderung. Und genau diese Angst - diese vor den Veränderungen - ist praktisch auch ihr eigener Totengräber. Das einzige, wo wir nicht so richtig sagen können, wie sich das weiterentwickelt, ist Nordkorea, weil das alles irgendwie nach völlig anderen Gesetzen zu funktionieren scheint. Aber bei allen anderen autoritären Regimen können wir das eigentlich ganz gut beobachten. Und Belarus ist insofern sehr interessant, aus verschiedenen Gründen. Das eine ist eine Besonderheit, die uns allen, glaube ich, mittlerweile aufgefallen ist, ist die überragende Rolle von Frauen, die dort sozusagen Unfassbares leisten. Und das hängt damit zusammen, dass in der belarussischen Gesellschaft bis dato Frauen im politischen Raum gar keine Rolle spielten und der Diktator Lukaschenko die sozusagen zunächst erst gar nicht beachtete in seiner patriarchalischen, paternalistischen Art hat er die irgendwie nicht ernst genommen. Und dann hat er auf einmal den Salat gehabt - wenn er die ganzen Männer irgendwie in seine Gefängnisse steckt, und die Frauen haben sich nicht unterkriegen lassen. Und das zweite, was eben interessant ist, und

da sind wir natürlich unweigerlich in den Parallelen auch zur DDR, dass diese aktuelle Demokratiebewegung begann mit Protesten gegen die gefälschten Wahlen. Auch das kennen wir etwas anders, aber eben doch ganz ähnlich aus der DDR und auch aus anderen Regimen. Und dann ist eben noch etwas interessant, und das erinnert mich persönlich eben auch an die Phase, die harte Phase der Revolution in der DDR bis zum Mauerdurchbruch am 9. November. Aber das ist eben das Spezifikum in der DDR, nämlich in dieser Revolution oder in dieser revolutionären Bewegung - in Belarus geht es ausschließlich um Freiheitsforderungen. Sie werden dort nicht hören, dass die Wirtschaftsstrukturen verändert werden sollen, dass es geopolitische Veränderungen geben sollen, dass die Grenzen verschoben werden sollen. Sie werden auch nicht hören, dass das da irgendjemand sagt, sie wollen das Verhältnis zu Russland irgendwie verändern, womöglich verschlechtern. Das spielt alles gar keine Rolle, weil das nicht die Probleme sind. Ganz im Gegenteil. Das enge Verhältnis zu Russland soll bestehen, auch wenn sich natürlich die Opposition nach Europa öffnen soll. Aber im Kern haben wir es dort mit Freiheitsforderungen zu tun, im Rahmen des sozusagen Systems, was da sozusagen existiert und auch die meisten Forderungen, die dort aufgestellt werden, werden aus guten Gründen haben die eher einen reformatorischen Charakter als einen revolutionären Charakter, weil man - und das ist ganz typisch in Revolutionen, dass man gewissermaßen seine eigenen Forderungen so ein bisschen runterhängt, um es den Angegriffenen, dem Gegenüber, den Diktatoren schwer zu machen, einen zu kriminalisieren, denn das ist das, was Diktatoren immer versuchen - Sie können sich alle daran erinnern: in der DDR gab es nie politische Häftlinge, sondern es waren alles Verbrecher und Kriminelle. Also auch hier in Cottbus, in dem Gefängnis, was voll war mit politischen Häftlingen - offiziell saßen da nur gewöhnliche Kriminelle und Verbrecher. Und das ist ein ganz typisches Argumentationsmuster von Diktatoren, die eigenen, die politischen Kontrahenten zu gewöhnlichen Kriminellen zu erklären.

Aber ich würde jetzt einmal gern zurückkommen in unser Land und in diese Region. Wir haben auf Facebook - rbbKultur hat eine Facebook-Seite, unter anderem - unsere Hörerinnen und Hörer, unsere User aufgefordert, sich auch zu diesem Thema zu äußern. Und wir haben die Frage gestellt, mit welchen Hoffnungen und Erwartungen sie 1989/90 diese Zeit wahrgenommen haben, welche Hoffnung sie verknüpft haben an diesen Wandel und ob sie sich heute freier fühlen. Und dann haben wir ganz interessante Antworten bekommen. Und da würde ich gern mal eine zitieren - eines Users, der „George Liddy“ heißt: „Was ist denn das für eine Schönschreibung, Erwartungen und Hoffnungen? Die Wende kam wie ein Taifun, wie eine Naturkatastrophe über den Osten, gegen die man nichts machen kann, Nach kurzer, anfänglicher Euphorie kam ganz schnell die Ernüchterung, die Betriebsschließungen und Schließungen sämtlicher Institutionen, schlugen ein wie Bomben, das gesamte soziale Leben brach zusammen, die Demütigung als stolzer DDRbürger sich auf dem Arbeitsamt zu treffen, die traurigen Augen, kaum einer traute sich noch zu fragen, hast du noch Arbeit? Nur kurz blitzte bei mir die Erwartung auf, dass es ab jetzt nach Leistung gehen würde, aber auch diese Erwartung wurde klitzeklein geschlagen tausende IngenieurInnen haben sich mit

Hilfsarbeiten, wie in der Reinigung, als PförtnerIn, an der Kasse, als PizzafahrerIn über Wasser gehalten, nix mit Leistung. Tja, was sollte denn Mensch damals für Erwartungen und Hoffnungen gehabt haben?“ Eigentlich eine ziemlich gute Beschreibung dessen, was nach 1989 im Osten passiert ist. Oder?

Na ja, wissen Sie also, ich war bis 1989 Pförtner. Ich sehe das dann natürlich ein bisschen anders.

Weil Sie ausgeschert sind aus dem System.

Weil ich in dem System, ja, weil ich, was heißt ausgeschert, weil das System mich ausgespuckt hat. Ich bin sehr systemtreu erzogen worden und aufgewachsen. Und als ich dann eine vorsichtige Grenze gesetzt habe und die sagt als junger Mensch als Fünfzehnjähriger „bis hierhin und nicht weiter“, verstand das System keinen Spaß und erklärte, als ich 16 war, meine Zukunft für beendet. Das ist nicht lustig. Und wenn man dann irgendwie 22 ist und Pförtner ist, und dann wird die Mauer durchbrochen, dann sieht man das natürlich ein bisschen anders. Damit will ich nur andeuten, es gibt sehr unterschiedliche Erfahrungsräume in Ostdeutschland bis 1989, wie man die Gesellschaft und den Staat erlebt hat, ganz unterschiedliche Brüche in vielen Biografien und eben auch nach 1990. Zur Wahrheit gehört das 75 % der Menschen am 18. März 1990 bei den ersten beiden Wahlen in der DDR den Beitritt der DDR nach Artikel 23 gewählt haben. Die Wahlen vom 18. März 1990 standen praktisch unter einer einzigen Fragestellung: Kommt es zur Wiedervereinigung nach Artikel 146 Grundgesetz, das heißt über die Einberufung einer verfassungsgebenden Versammlung? Das wollte die Bürgerbewegung, die ist krachend damit untergegangen und die andere Alternative war Beitritt zur Bundesrepublik Artikel 23, das heißt also sozusagen ohne weitere zeitliche Verzögerung. Und dahinter stand die Hoffnung und daran können sich, glaube ich, alle, die das erlebt haben, gut erinnern. Die Menschen wollten vor allen Dingen die D-MARK, die wollten vor allem die schnelle D-MARK und das baute einen unglaublichen dynamischen Prozess auf, den kaum jemand steuern konnte. Helmut Kohl, der damalige Bundeskanzler, ging im November 1989 davon aus, dass der Wiedervereinigungsprozess etwa 10 Jahre dauern wird. Anfang Februar 1990, da kam er aus Moskau von Gorbatschow wieder. Da ging er davon aus, dass der Wiedervereinigungsprozess bereits 1995 kommen würde. Da waren alle entsetzt und haben gedacht, spinnt der total, wie soll man so schnell das hinbekommen? Im April 1990 hielt Lothar de Maiziere, der erste gewählte Ministerpräsident in der Volkskammer seiner Antrittsrede und hatte eine Vision. Und da haben manche gestaunt, was der Mann so für Visionen hatte. Der sagte, „können wir es nicht schaffen, dass zu den Olympischen Spielen 1992 schon eine gesamtdeutsche Mannschaft fahren kann?“ Gesamtdeutsch hieß nicht die Mannschaft eines Landes, sondern aus den beiden Staaten sowie zwischen 56 und 1964 eine gesamtdeutsche Mannschaft gebildet werde. Und da haben alle Skeptiker gesagt, na, jetzt wird es aber langsam zu bunt. Was stand dahinter, warum das immer schneller ging, waren zwei Punkte, die entgegen der Erwartung war die Massenflucht mittlerweile keine Flucht mehr, sondern die Abwanderung von Ost nach West, nicht nach. Der bundesdeutsche Sozialstaat ist praktisch in seinem eigenen Haus unter Druck gesetzt worden. Die Menschen sagten, kommt die D-Mark nicht zu uns, dann gehen wir eben zu ihr. Und das zweite waren die internationalen Rahmenbedingungen, die die Politik vor allen Dingen unter Druck setzen. Niemand wusste so genau, wie lange

sich Gorbatschow in Moskau halten könnte. Man konnte das sehr genau beobachten, dass konservative, reaktionäre Kräfte gegen Gorbatschow sozusagen versuchten zu opponieren. Und dass das kein Hirngespinnst war, sah man im August 1991, als gegen Gorbatschow geputscht wurde. Dieser Putsch wurde niedergeschlagen. Dieser Putsch hätte aber auch schon ein Jahr stattfinden können und er hätte auch erfolgreich sein können. Ich glaube, dann würden wir heute hier in einer anderen Konstellation sitzen bzw. wir würden mindestens über andere Themen reden und vor allen Dingen über vielmehr Blut geflossen ist. Und dann, das war sozusagen dieser Druck, der aufgebaut wurde und die Menschen wollten 75 % die D-Mark sofort. Am 1. Juli kam sie, womit die meisten, glaube ich, nicht gerechnet hatten, obwohl es ganz viele Warnungen gab, dass das natürlich dazu zählte, war das flächendeckend neue Institutionen auf das Territorium der noch existierenden DDR kamen, nämlich die Institutionen der öffentlichen Verwaltung, des Rechts, auch erste Wirtschaftsinstitution, die die Stabilität der D-Mark garantieren sollten. Das ist der entscheidende Punkt, und es musste ein flächendeckender Institutionentransfer stattfinden, damit sozusagen die D-Mark auch weiterhin gewissermaßen ihren Stabilitätsmythos erhalten könnte. Und dazu gehörte wiederum, dass da natürlich an die Spitze dieser Institution Menschen mit Biografien gesetzt werden mussten, die nicht als Lernanfänger eingesetzt werden konnten, sondern die ihr Geschäft verstanden haben. Das war die Geburt der sogenannten Aufbauhelfer, die also in den Osten kamen, um zu helfen. Und hier begannen gewissermaßen die eigentlichen Probleme. Ich glaube, dass das die eigentlichen Probleme sind. Zunächst am 1. Juli kamen die D-MARK, und für alle Menschen im Osten änderte sich auf einen Schlag mehr oder weniger alles. Millionen Menschen verloren ihren Job, ihre Arbeitsstelle. 1994 haben nur noch 18 % der Ostdeutschen an der Institution gearbeitet, in der sie 1991 noch gearbeitet haben. 25 %, also 75 % aller Erwerbstätigen waren mittlerweile mindestens kurzfristig mal arbeitslos gewesen. Das war ein Sozialschock, wie er gewissermaßen zu Friedenszeiten kaum zu beobachten gewesen ist und das dramatische daran war, dass in den Biografien der Ostdeutschen so etwas wie Arbeitslosigkeit überhaupt nicht vorgesehen war. Das war ein Phänomen, was man aus dem Fernsehen kannte, aber womit man sich ja selbst nicht auseinandergesetzt hat, weil das ja in der DDR ab den 60er Jahren ein Phänomen war, was es nicht mehr gab. Und dieser soziale und wirtschaftliche Schock, der dann praktisch sich über einige Jahre hinweg zog, der ist, glaube ich aber nicht das, wenn wir heute fragen woher kommt diese Unzufriedenheit im Osten? Warum ist die Stimmung bei vielen schlechter, als die Lage eigentlich ist? Das hängt meines Erachtens eher damit zusammen, dass ja irgendwie Menschen nicht nur ihre Arbeit verloren haben, die man ihnen irgendwie auch zurückgeben konnte, jedenfalls den Jüngeren, sondern sie haben auch ihren sozialen Positionen verloren. Sie haben auch ihre kulturellen Positionen verloren. Sie haben all das verloren, was sie gewissermaßen, wie sie gewohnt waren, zu leben. Jeder, der aus der DDR kam oder fast jeder weiß, was das hieß. Arbeitsgesellschaft, DDR, das war eigentlich nur der Arbeitsplatz, sondern dazu gehörte ein ganzes Ensemble von nichtreproduktiven Dingen wie die Kinderbetreuung, Kultureinrichtungen, Theater, Sportvereine, Urlaubsbetreuung, das Gesundheitswesen und vieles andere, was alles um die Betriebe, und zwar nicht nur die Kombinate, sondern auch die staatlichen Institutionen und so weiter und sofort gruppiert war. Und das brach alles auf einen Schlag weg. Das waren ja die ersten Bereiche, die ausgegliedert worden sind. Und da entstand gewissermaßen so

eine kulturelle Leere. Und ich glaube, heute ist das, was viele gar nicht so selber artikulieren können, was dann aber so weitergegeben wird - wir haben das in den letzten 30 Jahren immer wieder gehört - es war alles kuscheliger, und es war alles sozusagen vertrauter zu Ostzeiten, und das hängt sozusagen mit diesem System unmittelbar zusammen.

Aber ist das nicht auch eine Illusion? Also alle, die im Osten aufgewachsen sind und das erlebt haben, wie man sozusagen von Pionieren zur FDJ und dann auch noch eine Versammlung? Und dann da noch ein Meeting. Und dann muss man da noch durch den Mist krabbeln, um zu üben, wie man eine Granate wirft. Das war ja nicht wirklich kuschelig, sondern das war einfach auch Drangsalierung. Sie erklären das jetzt über einen Verlust von Institutionen und institutionellem Rahmen, der wegbrach. Aber ich finde den Gedanken einer kulturellen Leere, die sich da auftat, weil es ja auch eine Entwertung der Werte gab. Also, wir können das ja heute nachlesen. Die neuen Statistiken sagen ja auch wieder, dass sich sehr viele, fast die Hälfte der Ostdeutschen als Bürger zweiter Klasse in diesem Lande empfinden. Und möglicherweise hat das auch in erster Linie was damit zu tun, dass, auch wenn sie selten heute noch sagen würden, dass sie an den Sozialismus glaubten, aber dann doch bestimmte Werte, die ihn damals eingetrichtert wurden, die ja auch erst mal schön zu glauben sind, Solidarität und Volkseigentum und so weiter, dass das alles sozusagen vom Tisch gewischt wurde, auch kulturell, also mit dieser Geste der Arroganz des Westens. Nicht nur ‚wir bringen euch andere Institutionen, um die D-Mark zu erhalten und zu stärken‘, sondern auch deswegen auch der Begriff Übernahme, ‚wir übernehmen das Land, und wir oktroyieren das System West-Bundesrepublik, das sich bewährt hat, auf‘ und basta.

Ja, wissen Sie, also das ist eben auch wieder eine Frage, wie hat man dasselbe erlebt? Ich habe als ganz junger Mensch das eben schon angedeutet, mich aus diesem Kollektivierungswahn zurückgezogen. Mich hat das geradezu angeekelt. Also deswegen muss ich immer sagen, wenn ich das sage, sage ich, ich rede hier nicht als Zeitzeuge, sondern ich versuche das als Historiker, als jemand, der das versucht, zu analysieren und zu verstehen, darzustellen und aber in diesem Rahmen dessen, was ich Arbeitsgesellschaft DDR nenne, sind eben genau auch diese kulturellen Positionen, diese Werte, diese Wertehorizonte geprägt worden. Ich bringe Ihnen mal ein Beispiel, um das deutlich zu machen, worum es eigentlich geht. Und natürlich überlagern sich da ganz viele Prozesse. Ralf Dahrendorf, einer der großen europäischen Soziologen und Intellektuellen hat 1965 ein Buch vorgelegt: „Demokratie und Gesellschaft in Deutschland“. Das ist ein großer Ritt durch die deutsche Geschichte. Und da geht es auch ein bisschen um die DDR so am Rande. Und da stellt er klar, dass die DDR ein sehr interessantes, sozusagen Geschöpf aus soziologischer Sicht ist. Und er fragt, was ist eigentlich mit den Menschen, die aus der DDR in die Bundesrepublik kommen, Mitte der 60er Jahre? Man kann also davon ausgehen, dass sind fast durchweg Feinde, Gegner des SED-Regimes. Und er sagt, das ist sehr interessant. Und übrigens, wenige Jahre später gibt es einen Essay von Uwe Johnson, der einschlägige DDR-Erfahrungen hat, der das ganz ähnlich auf der Grundlage von Befragungen von Geflüchteten und übergesiedelten DDR-Bürgern auch analysiert und beschreibt. Die überwiegende Gruppe dieser

Leute, die also die DDR aus politischen Gründen verlassen haben, kommt in den Westen und fällt in eine große Sinnkrise. Und diese Sinnkrise wird auch zu einer Identitätskrise. Und warum? Weil sie etwas vermissen, nämlich die Sinnangebote, die ihnen das System in der DDR gemacht hat. Und das ist etwas paradoxer, das also auch diejenigen, die diese Sinnangebote massiv abgelehnt haben, sich unentwegt mit diesen Sinnangeboten auseinandergesetzt haben und so gewissermaßen auch sich selber weiterentwickelt haben. Der Westen macht solche Sinnangebote nicht. Das ist gewissermaßen ein Teil der offenen Gesellschaft, dass ich mir meinen Sinn schonmal irgendwie selber zu erarbeiten habe. Und das ist auch das anstrengende einer Demokratie und Freiheit. So paradox sich das anhört und viele werden da protestieren, wenn man die Grenzen in einer Diktatur akzeptiert, wenn man die selbst gesetzten Grenzen der Diktatur akzeptiert und sich nur im Rahmen dieses sozusagen Möglichen bewegt, wird man nicht sanktioniert. Und dann hat man ein relativ einfaches Leben, das Leben so, wie Sie es eben angedeutet haben, von der Wiege bis zur Bahre. Gerade in der DDR war es durchorganisiert. Und wenn man da nicht weiter aufgefallen ist, dann kam man da auch ganz gut durch, das war sehr bequem. Das Leben in einer Freiheit hingegen, in dem ich alles selber für mich organisieren muss, in dem ich auch für mich Verantwortung übernehmen muss - denn in einer Diktatur gibt man auch Verantwortung ab -, wenn man sich sozusagen so verhält, ist viel anstrengender, und es ist auch für mich selbst viel bedrohlicher. Und wenn man jetzt noch mal auf 1990 zurückkommt: viele Menschen, die diesen schnellen Weg zur Wiedervereinigung wollten, hatten, glaube ich, nicht so recht eine Vorstellung, wie das System dann im Einzelnen wirklich funktioniert. Mit anderen Worten: eine große Gesellschaft ist in ein neues System gefallen, ohne dass ihnen dieses neue System irgendwie erklärt worden ist. Natürlich haben die meisten gedacht, das kenne ich ja, ich habe es ja irgendwie jeden Tag fast fünf Stunden im Westfernsehen gesehen oder habe ich über meine Westverwandten erlebt. Oder wie auch immer. Wenn man dann aber gewissermaßen vor Ort, in der Praxis erlebt, ist es eben doch noch mal was anderes. Und da sind wir wieder bei solchen Begriffen wie Freiheit - auch in der DDR haben die Machthaber unentwegt mit all den Begriffen um sich geworfen, die auch für uns jetzt im Westen wichtig sind - wie Freiheit, Demokratie, Rechtsstaat, Wahlen. Was auch immer. Nur die waren völlig anders besetzt, und das ist das, was Sie eben auch angedeutet haben. Natürlich gibt es so ideologische Langzeitfolgen. Da können wir uns nichts vormachen. Und so eine Einstellung zu dem System wird eben nicht so stark in der Schule geprägt, sondern viel stärker am Abendbrotstisch zu Hause. Und wenn da so eine Unzufriedenheit ist, wenn da so auch so ein Unverständnis über das System herrscht, dann wird das eben auch an die weiteren nachfolgenden Generationen weitergegeben. Und deswegen glaube ich, es ist eine Ursache, warum es im Osten so ein großes Unverständnis für die repräsentative Demokratie gibt, denn die muss man erst mal verstanden haben, was das Prinzip eigentlich ist. Und repräsentative Demokratie baut massiv auf Vertrauen. Und wenn ich das dem nicht entgegenbringe, dann hat es die repräsentative Demokratie auch extrem schwer.

Der Heiner Müller, der hat ja gesagt, ‚Shakespeare kann es in einer Demokratie nicht geben‘, weil ja auch Künstler, Schriftsteller, Theaterleute, für die war es in der DDR in gewisser Hinsicht auch leichter, im Sinne von man hatte ein klares Gegenüber, an dem man sich abkämpfen konnte. Deswegen wollte er auch der deutsch-deutschen Suppe auch so viel Nägel wie möglich reinwerfen. Und eine andere Autorin aus einem anderen Zusammenhang ist mir jetzt in Erinnerung gekommen, nämlich Ingeborg Bachmann. Die hat eine Erzählung geschrieben, die heißt „Das dreißigste Jahr“. Und da heißt es, der erste Satz, „wenn einer in sein dreißigstes Jahr kommt, dann wird man nicht aufhören, ihn jung zu nennen.“ Und es ist sozusagen, sie beschreibt die Geschichte eines jungen Mannes, der in sein dreißigstes Jahr geht – die deutsche Wiedervereinigung geht jetzt in die einunddreißigstes Jahr, also nicht ganz parallel –, aber was diesem Mann da widerfährt in dieser Erzählung ist, dass er zum ersten Mal die Fähigkeit, die wunderbare Fähigkeit in sich entdeckt, sich zu erinnern und zwar nicht zuverlässig zu erinnern, sondern – Zitat – „Er wirft das Netz der Erinnerung aus, wirft es über sich und zieht sich selbst Erbeuter und Beute in einem über die Zeitschwelle, die Ortschwelle, um zu sehen, wer er war und wer er geworden ist.“ Sind wir jetzt auch gesellschaftlich, gesellschaftshistorisch an dem Punkt, wo wir uns erstmals sozusagen bewusst erinnern können, nach doch einem sehr schnellen Tempo der Umbrüche im Osten, was da eigentlich passiert ist in den letzten 30 Jahren?

Auch da habe ich wieder zwei Antworten, die eine Antwort ist: Erinnern, öffentliches Erinnern ist auch eine Luxusveranstaltung. Dazu muss man Zeit haben. Dazu muss man die Kapazitäten haben. Deswegen ist die Beschäftigung mit Geschichte in aller Regel von einigen Ausnahmen abgesehen, die das professionell machen, vor allen Dingen eine Sache, mit denen sich auch ältere Leute beschäftigen. Die gesammelt sind, die im Leben angekommen sind, die sich jetzt auch nicht mehr um kleine Kinder kümmern müssen, die nicht ihre Karrieren irgendwie mehr betreiben müssen, sondern die irgendwie ihren Weg gefunden haben und die dann auch, aus welchen Gründen auch immer, zurückschauen können, ob gelassen oder mit irgendeiner Aufregung, was da schiefgelaufen ist und so. Dafür haben in aller Regel Menschen, die noch sozusagen ihr ganzes Leben organisieren müssen, sich noch vorwärts bewegen und kleiner Kinder zu betreuen haben und was weiß ich, in aller Regel gar keine Zeit. So ähnlich ist das auch in einer Gesellschaft, dass man jetzt so überlegt, was ist da eigentlich passiert, dass die ostdeutsche Gesellschaft in den ersten Jahren, ich sag mal so in den ersten 15 Jahren doch sehr atemlos war, weil unentwegt musste irgendwie was Neues verkräftet werden, was Neues verarbeitet werden. Und es dauerte eine Weile, eben wirklich auch in dem neuen System anzukommen. Auf der anderen Seite – und das ist nur ein scheinbarer Widerspruch – all das, was wir jetzt diskutieren, diskutieren wir seit 30 Jahren. Es gab Abwehrhaltung – ich erinnere an die Ostalgiewelle um das Jahr 2003 herum und so weiter und so fort –, verschiedene Formen, alles, was wir jetzt diskutieren, haben wir in den letzten 30 Jahren diskutiert. Was ist jetzt anders in diesem Jahr, in dieser Zeit? Ich glaube, es sind vier Punkte. Das eine ist: durch die globale Finanzkrise 2008 und durch die Krise mit den flüchtenden Menschen, die nach Europa kamen, ist das Selbstverständnis des Westens enorm erschüttert

worden. Der Westen hat, glaubt er, der eigentliche, sozusagen Sieger der Revolution von 89. Dabei war diese Revolution eigentlich eine Revolution gegen den Kommunismus und nicht für den Westen. Das wurde dann nur so interpretiert von dem ganzen Westen, vor allen Dingen auch von vielen, sozusagen Menschen, die das gemacht haben. Aber eigentlich war das eine Fehlinterpretation, weil dahinter so ein bisschen die Idee stand, jetzt ist das Ende der Geschichte erreicht, und alles wird jetzt irgendwie so bleiben. Dabei gehören Veränderungen dazu, und das dann eben 2008 durch diese große Krise und dann 2015. Und letztendlich sehen wir das auch jetzt in der Covid-19-Krise, in der Corona-Krise, wie große Teile des Westens völlig erstarrt und erstaunt darüber sind, dass es auf einmal Probleme gibt, die sie bisher nur aus dem Fernsehen, aus fernen Regionen kannten, ist auf einmal irgendwie, ich sage jetzt mal so, das populistischste und dämlichste Beispiel, dass kein Toilettenpapier mehr da war. Ja, das ist natürlich für Menschen, die aus anderen Regionen kommen oder aus anderen Systemen, irgendwie nicht sonderlich überraschend oder aufregend. Aber wenn man sozusagen das irgendwie immer hatte, also das Gewissheiten wegfielen; das zweite, was jetzt anders ist, was, glaube ich, auch wichtig ist, in den letzten 25 Jahren haben vor allen Dingen die Akteure des Wiedervereinigungsprozesses die Wiedervereinigung gedeutet - diejenigen, die den Transformationsprozess gemacht haben, die politischen, die wirtschaftlichen, die kulturellen Eliten waren diejenigen, die in der Öffentlichkeit der Öffentlichkeit erklärt haben, warum das alles so war und wie es so war. Das hatte also auch im hohen Maße immer eine sehr starke apologetische Funktion. Das war gepaart - drittens - damit, dass auch, Sie haben das ja vorhin auch einleitend gesagt: ich war ehrenamtliches Mitglied, Sachverständiger eine Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages in den 90er Jahren, wo es genau um solche Fragen ging. Wir waren immer wahnsinnig vorsichtig bei Kritik am Transformationsprozess. Und warum? Diese Kritik hatte die SED-PDS-Monopole monopolisiert. Die haben auch vieles Richtiges gesagt, aber natürlich auch viele Übertreibung dabei gemacht. Und solche Leute wie ich haben immer Riesenangst davor, gewissermaßen in die Ecke von den Altkommunisten, von den Postkommunisten gedrückt zu werden, weil man das jetzt sozusagen kritisieren wollte. Und wir sehen auch heute noch solche Reflexe, also auch zum Beispiel in der Rezeption meines neuesten Buches, das mir ganz viele oder einige auch immer wieder unterstellen, wenn ich also ihrer Meinung nach zu kritisch bin, obwohl dieses Buch sehr ausgewogen ist oder ich kann sagen, ich teile nach allen Seiten gleichermaßen aus, dass die mir dann sozusagen sagen, weil du das kritisiert, du findest also die DDR besser. Das ist so ein bisschen so wie früher im Westen. Wenn die Linken den Westen kritisiert haben, dann haben andere immer gerufen, ‚dann geht doch nach Moskau.‘ Und das ist natürlich sehr politisch, aber sehr unhistorisch; dass man also dass eine nicht kritisieren darf, ohne gleich in Verdacht zu geraten, Apologet des anderen zu sein - das hat sich jetzt auch geändert, weil die SED-PDS, also die Linkspartei jetzt nicht mehr dieses Deutungsmonopol hat, weil andere Generationen nachgekommen sind, die andere Fragen haben und die sich auch nicht mehr mit den Antworten der sozusagen bisherigen Deutungseliten zufrieden geben. Und der vierte Punkt, der ist vielleicht der interessanteste, den konnten wir heute auch im Deutschen Bundestag beobachten, als da die Abgeordneten zwei Stunden über die deutsche Einheit

diskutierten - von Diskussion kann man vielleicht nicht reden - die jedenfalls ihre Reden zu Protokoll gaben; die meisten derjenigen, die im Westen sozialisiert worden sind und dort gesprochen haben, haben nach wie vor in einem unglaublich paternalistischen Ton, in einem gönnerhaften Ton über den Osten gesprochen. Das war alles - und das ist etwas, was wir seit drei Jahrzehnten kennen - so ein vergiftetes Lob - ‚das habt ihr aber toll gemacht‘ und ‚das war eine tolle Revolution‘ und ‚wir wollen ihre Lebensleistung anerkennen‘ und so weiter und so fort. Ich habe keine Ahnung, wie das funktioniert mit Anerkennung der Lebensleistung, ob der Bundespräsident dann von Tür zu Tür wandern will und jedem irgendwie die Hand schütteln will. Dahinter steht aber etwas anderes, was man in der Wissenschaft *Othering* nennt: die ostdeutschen Länder - also diejenigen, die Ostdeutschen, wer nach wie vor als *die Anderen* konstruiert, sie sind diejenigen, die dazugekommen sind; sie sind nicht diejenigen, die sozusagen da sind, sondern sie sind diejenigen, die dazugekommen sind - sie sind die anderen, die sich anpassen müssen. Und das ist ein Problem, ein Prozess, der seit 1990 lief. Anfang der 1990er Jahre gab es unfassbare Texte und Dinge, wie westliche Intellektuelle, westliche Politiker über den Osten gesprochen haben. Wenn man das heute liest, glaubt man das gar nicht. Und dahinter stand tatsächlich letztendlich so eine Annahme: ihr Ostler, ist ja alles ganz gut und schön, aber letztendlich, ihr müsst so werden, wie wir glauben, dass wir sind. Das war gewissermaßen so ein bisschen der Ansatz und das zieht sich bis heute durch. Das zieht sich, wenn man so die Medienberichterstattung sieht. Vor fünf, sechs Tagen habe ich Phoenix mittags gesehen. Da war ein junger Mann, der war vielleicht Ende 30, der hat von denen da drüben gesprochen. Und er meinte den Osten. Und das ist gewissermaßen aber im großen Tenor etwas, was jetzt ein bisschen anders ist, dass die großen Medien, die großen Leitmedien, die großen Zeitungen, die großen Radio- und Fernsehsender dennoch dafür ein anderes Sensorium haben. Und deswegen, glaube ich, glauben wir gerade alle, dass das ein bisschen anders wahrgenommen wird, obwohl die Diskussion seit 30 Jahren so geführt wird und das ist jetzt keine große Werbung für mein Buch. Aber aus meinem Buch werden sie irgendwie, wenn sie das 30 Jahre lang verfolgt haben, eigentlich nichts erfahren, was nicht woanders schon überall stand, sondern, ja ...

Ja, aber man erfährt daraus einiges. Zum einen, weil es immer konkret an Zahlen verbunden ist und zum anderen, weil es ja doch auch sehr nüchtern aufgearbeitet ist. Also Sie polemisieren sehr wenig. Sie polarisieren ein bisschen und immer so gut gesetzt. Aber es geht Ihnen doch darum - wie Sie ja auch gesagt haben, und das kann ich nur bestätigen, immer in alle Richtungen auszuteilen oder einfach zu differenzieren - was ein guter Wissenschaftler auch machen sollte -, und was Sie aber zum Beispiel sehr genau differenzieren und das war für mich auch sehr interessant und darüber würde ich gerne, auch wenn uns die Zeit wegläuft, doch auch noch mal sprechen, nämlich nationalistisches Erbe in der DDR, die ja internationalistisch zunächst tat, aber eine Verbindung, wenn man sich heute fragt und das wird ja tatsächlich viel gemacht, wie kommt es, dass im Osten nationalistische und tendenziell protofaschistische Bewegungen und Parteien einen großen Zuspruch erfahren, wie kommt das zustande? Und aus Ihrem Buch kann man lernen - guckt man sich mal die DDR Geschichte ein bisschen genauer an -, da

findet man Antworten. Vielleicht können sie dazu noch ein bisschen was sagen, weil ich finde, dass tatsächlich zu diesem Komplex auch heute wieder und auch in den Reden heute im Bundestag dazu doch sehr wenig gesagt wird.

Das ist einer der Punkte, der mich umgetrieben hat, weshalb ich dieses Buch überhaupt geschrieben habe. Wo kommt das her? Der Rassismus, der Antisemitismus, der Nationalismus, der Etatismus, der Illiberalismus im Osten - das gibt es überall auf der Welt -, aber wenn man sich alle Erhebung anschaut, dann wird man feststellen, dass das in den postkommunistischen Gesellschaften überall weitaus signifikanter ist als woanders. Und da, glaube ich, muss man in die Geschichte schauen, aber nicht nur in die kommunistische Geschichte, sondern im Prinzip weit zurückschauen ins 19. Jahrhundert, da, wo der Nationalismus herkommt, wo der der moderne Antisemitismus herkommt, auch die Staatsgläubigkeit, die Orientierung auf einen starken Staat. Und wenn man sich jetzt mal die ostdeutschen Länder anschaut Thüringen, Sachsen, Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, preußische Kerngebiete Berlins, dann muss man feststellen ja, das sind Bewegungen, die da praktisch seit 200 Jahren nur kurz unterbrochen von der Weimarer Republik, und das auch nur schwach, wie wir wissen und auch nicht so richtig mehr oder weniger durch die Geschichte durcharbeiteten. Und die DDR, die SED-Führung hat sich dieser Dinge, hat geglaubt, sich dieser Dinge relativ einfach entledigen zu können, indem sie gesagt hat, wir haben mit der Struktur des Kapitalismus radikal gebrochen und Nationalismus, Rassismus, Antisemitismus, das kann man in allen Wörterbüchern der SED nachlesen, das ist auch in jedem Staatsbürgerkundeunterricht und jedem Geschichtsunterricht gelehrt worden, das sind Elemente vom Kapitalismus - ,und da wir dem mit dem Kapitalismus gebrochen haben, gibt es das bei uns auch nicht.' Und deswegen wurde sich damit eben auch im Alltag nicht auseinandergesetzt. Das hatte dann zur Folge, dass gerade in den 80er Jahren gerade viele Jugendliche Subkulturen anfangen, sich genau diese Dinge anzueignen - neofaschistische Symbole, um damit die Machthaber besonders herauszufordern, weil mit nichts anderem konnte man sie so herausfordern als mit diesen Symbolen. Das waberte aber insgesamt in der Gesellschaft so durch. Und wenn man sich zum Beispiel mal anschaut, wie das SED-Wörterbuch, also das „Kleines politisches Wörterbuch“, den Begriff Patriotismus definierte und ein Patriot zu sein war, in der DDR etwas sozusagen besetztes und etwas vorbildhaftes, wenn man das genau analysiert, ist das nichts anderes als eine Definition für Nationalismus. Nur unter positiven Vorzeichen. So wohnen wurde auch versucht, das teilweise umzudeuten. Auch diese starke Betonung auf die sozialistische deutsche Nation. Und dann wurden ja bestimmte Bedeutungszusammenhänge hergestellt, die das alles mehr oder weniger vital hielten. Und warum? Na ja, wenn man sozusagen ein Land einmauert, wenn man ein Land mit einer festen Grenze umgibt, dann muss man versuchen, Identifikationssymbole zu schaffen. Das war ja ein so ein Versuch der SED, der nicht funktionierte, jedenfalls nicht in ihrem Sinne. Und als dann die Grenzen, die Mauern fielen, brach das gewissermaßen überall auf. Und das Problem, was dann meines Erachtens zu beobachten war und was wir vielleicht als eine Langzeitfolge, über die man auch nur schwer forschen kann, war: mit dem Zusammenbruch der DDR

brachen auch alle Autoritäten weg, und damit meine ich nicht die Autoritäten des Staates, sondern auch die Autoritäten vor Ort. Viele Schüler und Schülerinnen in den ersten Jahren nach der Revolution waren umgeben von völlig verunsicherten Lehrerinnen und Lehrern, die jetzt sozusagen nicht so genau wussten, wie sie eigentlich mit den Dingen umgehen sollen. Der Geschichtsunterricht endete ganz häufig vor 1933 in der Schule, und so könnte man das an vielen Punkten fortführen. Es gab gewissermaßen keine Geländer mehr. Denn auch Freiheit - und damit bin ich wieder bei unserem Thema -, auch Meinungsfreiheit lebt auch von Tabus und von Geländern, die man gewissermaßen einzuhalten hat. Und wenn wir heute sehen, wie immer mehr das Sagbare verschoben wird und das Sagbare ist nur ein Schritt dem Machbaren voraus, das ist gewissermaßen auch so eine meiner Motivationen gewesen, auch dieses Buch zu schreiben, um zu sagen, okay, also, hier drohen wirklich viele Gefahren. Und Freiheit ist eben nichts, was wir immer glauben, grenzenlos zu sein. Freiheit ist auch etwas, wo man Verantwortung übernehmen muss.

Vielen Dank, Ilko-Sascha Kowalczyk! Heute Abend hier im Staatstheater Cottbus live die erste Ausgabe der „Brandenburgischen Gespräche“. Ich danke Ihnen ganz herzlich.

Bitte schön.